wildwüchsig wuchernde weihnachten

vier moralische geschichten und ein krippenspiel
von claudio zemp

BONUS TRÄCK
United Artists performing «Ein Göttlein kommt zur Erde»

Zusammengestellt und mit einem Umschlag versehen vom Christkind.

Titelbild vom Weihnachtsmarkt in Barcelona

Geschrieben an Dezemberabenden von 1996 bis 2000

Ein Abdruck der Erzählungen - oder gar die Erstaufführung des Krippenspiels - müsste dann glaubi schon die freundliche Genehmigung des Autors haben.

© Weihnachten 1999

Editions Millennium, Kauffmannweg 26, 6003 Luzern

Ein Wort zum Auto

Fährt selbst. Erfunden vom Ehemann von Mercedes Benz im letzten Jahrhundert, d. h. im Vorletzten ab 1. Januar 2001. Erstmals in Serie hergestellt von Heiri Ford, ein paar Jahre später. Ein nützliches Mittel, um von A nach B zu gelangen. Nicht mehr und nicht weniger. Ausser dass es die Umwelt verschmutzt und soziale Ungerechtigkeiten repräsentieren, beziehungsweise illustrieren kann. James Bond fährt einen Roadster von BMW.

Inhalt

wildwüchsig wuchernde weihnachten	S. 1
nikolaus, sebastian und das christkind	S. 7
der fliegende baldrian	S. 15
schreinerinnen singen schöner	S. 23
eslige theologie-konstruktionen - ein krippenspiel	S. 29

Anhang

Eine Geschichte zu Weihnachten	S. 35
BONUS TRÄCK	S. 37

wildwüchsig wuchernde weihnachten

Wählt man auch bisweilen einen Titel nur aus einer albernen Alliteration heraus, so heisst das noch lange nicht, dass sich dahinter nicht eine Geschichte verbergen könnte.

In diesem Falle ist es die Geschichte von Eduard, der einmal war. Und er war nicht nur einmal, sondern mehrmals mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Nicht etwa nur aus Spass oder Langeweile. Nein, Gesetze brechen war sein Beruf. Eduard war nämlich Taschendieb. Ein besonders fingerfertiger sogar, das musste er auch sein.

Erstens weil das Geschäft ja bekanntlich mit den Jahren nicht einfacher wird. Wachsende Sicherheitsinstallationen und Tonnen von Personal, die sich bald an jeder Einkaufstür abgelagert hatten, schränken die Freiheit im immer freier werdenden Markt immer mehr ein. Ausserdem meint ja bald jeder Trottel, er könne sich erlauben, im Laden mal was mitlaufen zu lassen. Und die paar, welche das Eigentum noch respektieren, sind bald die einzigen, die noch über was eigenes verfügen, dachte Eduard. Wucher und Wildwuchs schaden dem Berufsstand, war er überzeugt.

Vor allem an Weihnachten. Banausen, rief Eduard aus, als er in einer Dezemberausgabe seiner Tageszeitung wieder einmal las, wie laienhaft sich zwei dreiste Täter hatten schnappen lassen. Dann zuckte er mit den Schultern, legte die Zeitung zur Seite und machte sich auf den Weg zur Arbeit. Es blieb ihm ja keine andere Wahl. Eduard hatte nämlich noch einen zweiten guten Grund, um besonders fingerfertig zu sein. Zuhause warteten seine Frau Mathilde und fünf hungrige Kinder. Mathilde ist das beste Schnäppchen, das ich je gemacht habe, pflegte Eduard zu scherzen. Er mochte seine Frau und seine Kinder sehr, obwohl sie immer hungrig waren. Hunger ist ja in einer modernen Konsumgesellschaft auch nicht mehr das selbe wie früher einmal. Oder anderswo.

Obwohl Mathilde und die Kinder Monique (19), Franco (14), Silvano (12), Benjamin (10) und Veronique (7) im Grunde genommen genug zu essen hatten – die Sozialhilfe kam für das Nötigste auf - wollten sie immer mehr. Eduard war der einzige der Familie, der nicht unter Übergewicht litt – auch aus beruflichen Erfordernissen.

Aufs Ende des Jahrtausends hin hatten ihm seine Familienmitglieder eine grosse Wunschliste überreicht. Darauf stand, was sie sich alles wünschten, wie das bei Wunschlisten so üblich ist. Einmal mehr zeigten sich die hungrigen Kinder aber von ihrer schamlosen Seite. Nicht weniger als sechs Mitglieder der Familie wünschten sich ein Millenniums-Handy von Nokia. Weitere fünf die neuesten Erzeugnisse der Unterhaltungselektronik, welche sie mit Namen beschrieben, worunter sich Eduard nicht einmal etwas vorstellen konnte. Die kleine Veronique - das unvorhergesehene Nesthäckchen - wünschte sich eine nigelnagelneue Internet-Maschine. Mit der zittrigen Schrift einer Erstklässlerin fügte sie unaufgefordert gleich noch eine Begründung hinzu: *DAMITT ICH KOMPUTERSCHENI WERDE.* Lern zuerst schreiben, brummte Eduard. Mathilde schoss schliesslich den Vogel ab, indem sie zuoberst auf die Liste nur drei Buchstaben setzte: BMW.

Eduard schüttelte den Kopf. Du solltest nicht immer den Kopf schütteln, versuchte er sich zu beruhigen. Er war ja nicht gerade ein Profi in Sachen Autodiebstählen. Seit er und Mathilde den James Bond im Kino gesehen hatten – ins Kino ging Eduard sehr gerne, denn meistens konnte man im Gerangel auch etwas Geschäft mit dem Vergnügen verbinden – konnte er sich vorstellen, was für einen BMW Mathilde meinte. Nicht vorstellen konnte Eduard sich jedoch, wie er zu dem Ding kommen sollte. Schöne Weihnachten. Eduard war zwar kein besonders religiöser Mensch, aber er schätzte das Fest der Liebe mit seiner Schenktradition. Er war nicht einer

von denen, die aus lauter Bequemlichkeit das Schenken mit samt dem Konsumterror verdammten und ihren Geiz hinter dem Manifest «wir schenken nichts» versteckten. Oder «wir schenken das ganze Jahr». Sich selber, spottete Eduard.

Jedes Jahr brachte ihn Weihnachten stärker zum sinnieren. Es hatte ja wirklich etwas. Was für einen Sinn hat denn das Schenken, wenn sich jeder alles selber leisten kann? Was für einen Wert hat ein Geschenk noch, wenn es einem – trotz aller Nützlichkeit – in jedem Laden spottbillig hinterher geschossen wird? Eduard hasste solche Gedanken. Philosophie brachte ihn von der Konzentration ab. Wäre ich doch Philosoph geworden, raisonierte der Taschendieb. Dann könnte ich zu Weihnachten professionell über die Welt schimpfen, ohne weltlichen Gütern hinterher jagen zu müssen. Oder Pfarrer, dann hätte ich auch keine hungrigen Kinder zu versorgen. Mit dem Zölibat wäre das Fest der Liebe zwar auch nicht das selbe. Eduard bereute den Gedanken noch während er ihm durch den Kopf schoss.

Mehr als die Geschenkverweigerer gaben ihm nämlich jene auf die Nerven, welche weihnachtliche Liebe mit Sex verwechselten und zur grossen winterlichen Liebesorgie ihre Verkehrsgenossen mit Accessoires und Kuschel-CD's beschenken. Und dabei meinen, sie würden glücklicher. Eduard pflegte im weihnachtlichen Marktrummel ab und zu ganze Geschenkpakete zu pflücken, wie er sich ausdrückte. Normalerweise liebte seine Familie solche Überraschungen. Einmal hatte Eduard aber rote Lederunterwäsche und eine Rentierpeitsche zusammen mit einer neckischen Weihnachtsmann-Mütze in einem Päckli gefunden. Ho ho ho. Ist das alles, was sich die Leute heutzutage noch zu sagen haben? Eduard schüttelte schon wieder den Kopf. Das muss jetzt aufhören, schimpfte er mit sich selber und nahm sein Kinn fest in den Griff. Sonst falle ich auf. Früher hatte er Weihnachten geliebt. Für seine Arbeit gab es nichts Schöneres

als klingelnde Globuskassen und massenhaft Kunden bei Coop. Seit einigen Jahren wollten ihm aber alle das Geschäft vermiesen. Sogar Bahnpolizisten gibt es, lachte Eduard. Und in der Migros hingen heuer Plakate mit der Aufschrift: *Millennium und Weihnachtszeit. Achten Sie auf ihr Portemonnaie. Taschendiebe und Trickdiebe sollen nicht auf ihre Kosten feiern. Stadtpolizei und Migros.* Lächerlich. Was stört sich denn die Migros ab Taschendieben? Die sollen doch froh sein, wenn ab und zu einer etwas zweimal kaufen kommt.

Eduards Erfahrung stimmte mit wissenschaftlichen Studien überein, welche er kürzlich im Internet auf der Seite des Berufsverbandes unter www.pickpocket.com gelesen hatte. Kaum ein Opfer störe sich sehr lange am materiellen Verlust, stand da. Eduard wendete sowieso überhaupt nie gröbere Gewalt an und bevorzugte neue Sachen. Da gibt es ja bekanntlich kaum eine emotionale Bindung. Und bei teuren Dingen zahlt ja sowieso die Versicherung, redete Eduard sich ein, während er durch die Shoppinghallen strich.

In der Zwischenzeit hatte er zwei kleine Geschenke aus einem Einkaufswagen in seine grossen Manteltaschen gesteckt und machte sich damit aus dem Staub. So richtig freuen konnte er sich aber nicht. Mit traditionellen Methoden kommst du heute nicht mehr weit. Und riskierst erst noch ein Leben hinter Gittern, lamentierte Eduard. Du unverbesserlicher Nostalgiker, du Ganoven-Ede, schimpfte er weiter mit sich selber, während er instinktiv um die Ecken schlendernd in einen Hinterhof gelang. Was sich hier vor seinen Augen auftat, beendete alle seine philosophischen Gedanken mit einem Schlag.

Vor einem sperrangelweit offen stehenden Diensteingang stand ein BMW, ein richtiger BMW. Es war zwar nicht ein Cabrio, sondern ein Kombi. Dafür war das Auto gefüllt mit Kartonkisten aller Art, die erschreckend fest nach der Erfüllung sämtlicher Eduardschen Familienwünsche ausschauten. Lago mio, gab Eduard noch von sich, bevor er wie einstudiert handelte. Das wichtigste im Beruf eines Taschendiebs ist die Reaktion. Eduard reagierte, wie man es von einem Profi erwartet. Das Knacken war diesmal keine Kunst. Alles war offen – ausnahmsweise steckte sogar der Zündschlüssel. Heute war nur Tempo gefragt. Einsteigen, Abfahren, unauffällig sein. Der weisse Wagen war auf allen Seiten mit bunten Werbungen für Millenniums-Aktionen beschriftet. Er dürfte also kaum Aufsehen erregen, bis er bei seinem Kollegen F. in der Garage war. In zwei Stunden würde ein anderes Auto die Garage verlassen. Ein Cabrio dürfte aus dem Kombi zwar nicht werden, aber Mathilde hatte ja auch nur BMW auf den Zettel geschrieben.

An diesem Adventsabend kam Eduard spät nach Hause, nachdem er den Rest der Ware versteckt hatte. Eine Spur von Stolz konnte er nicht verbergen. Diebstähle an Geschäften bereiteten seinem Gewissen sowieso am wenigsten Sorgen, aber einen solch wagemutigen Streich hatte er in seiner ganzen Karriere noch nie gewagt. Nicht nur war alles gelungen, obendrein hatte Eduard gleich noch die grosse Weihnachtsüberraschung auf sicher. Alle Wünsche erfüllt.

Das hätten die nie gedacht, dass ich alter Knacker das noch schaffe, triumphierte er, als er über die Schwelle in seine Wohnung trat. Die letzten paar Jahre hatte er es nie ganz geschafft, den steigenden Ansprüchen seiner hungrigen Familie gerecht zu werden. Um so glücklicher war er in diesem Moment. Den Gedanken, wer denn die Telefonrechnung für all die Natels zahlen würde, verdrängte er.

Mathilda, rief Eduard seiner Frau - wie immer, wenn er guter Stimmung war. Mathilda? Man konnte ja seinen Frauen heutzutage nicht mehr verbieten, dass Haus zu verlassen, zuckte Eduard mit den Schultern. Ein bisschen befremdete ihn jedoch, dass keines von den Kindern in der Nähe war. Hab ich wieder was vergessen? Der Taschendieb runzelte die

Stirn. Auf dem Küchentisch fand er einen Zettel. Voller Neugier las Eduard, was seine Frau in der Eile darauf gekritzelt hatte: *Edi, bin mit den Kindern zu Steffen gezogen. Er ist Angestellter bei der Migros und hat ein regelmässiges Einkommen. Sei uns nicht böse, aber es ging einfach nicht mehr. Frohe Weihnachten. Mathilde.* He? Eduard verstand die Welt nicht mehr. Warum hat sie mir nie etwas gesagt? Nachdenklich ging er zum Kühlschrank und nahm eine Flasche des Millenniums-Champagners heraus, von dem er letzte Woche ein paar Kartons ergattert hatte. Die können mir alle gestohlen bleiben. Das Fest der Liebe auch, sagte er laut, bevor der Korken an die Decke knallte.

nikolaus, sebastian und das christkind

Kennt ihr die Geschichte vom Heiligen Nikolaus? Oder vom Samichlaus, wie er bei uns heisst? Der gütige Bub und spätere Bischof, der früher die Armen beschenkte, kommt noch immer jedes Jahr am 6. Dezember mit einem Esel vom Wald herab kommt, um die Kinder zu tadeln und zu loben und sie mit Manderindli und spanischen Nüssli zu beglücken. Habt ihr aber gewusst, dass Nikolaus einen Bruder hat?

Er hat einen, und zwar einen, der Sebastian heisst. Wir kennen seinen Namen heute kaum, weil Sebastian ihn selber nicht mochte. Der Grund war, dass es schon einen heiligen Sebastian gab. Früher gab es nämlich noch nicht für jeden Namen einen Schutzpatron und viele Kinder hatten das Ziel, einmal heilig zu werden. Auch Nikolaus und Sebastian hatten schon von klein auf immer Heilige und Schutzpatrone gespielt und sie träumten davon, wenn nicht heilig, so wenigstens einmal selig gesprochen zu werden.

Als die beiden Brüder grösser wurden, überboten sie sich gegenseitig an Gütigkeit. Sie waren stets hilfsbereit und freundlich und bescheiden, und jedesmal, wenn der Eine eine besonders gütige Tat vollbracht hatte, war der Andere schon am nächsten Tag noch gütiger. Nikolaus war immer sehr motiviert, vor allem natürlich, weil es noch keinen Heiligen Nikolaus gab, und er mit etwas Glück nicht schlechte Chancen besass, der Erste zu werden.

Es war dann auch Nikolaus mit der Idee, Nüsse und Mandarinen an die armen Kinder zu verteilen. Sebastian wurde ehrlich gesagt etwas neidisch, denn das war wirklich eine sehr gütige Tat. Wenn er selbst diese Idee gehabt hätte, wäre er vielleicht doch noch als Heiliger in Frage gekommen und hätte den Schutzpatron der Schützen und Schiesswütigen glatt in den Schatten gestellt. In ganz seltenen Fällen gibt es

nämlich zwei Schutzheilige pro Namen, jedoch nur bei grossen Ausnahmen.

Sebastian war aber ein praktisch denkender Mensch und er sah auch Vorteile darin, das heilige Rennen endgültig verloren zu haben. Heilig sein und vor allem Heilig werden war nämlich recht anstrengend und man konnte schlecht davon leben. Nicht dass Sebastian geizig gewesen wäre, ganz im Gegenteil. Während Nikolaus sich nach seiner Jahrhundertidee etwas auf den Lorbeeren ausruhte, und jedes Jahr, wenn es kalt wurde, wieder aus einem alten Kartoffelsack Manderindli und Nüsse verteilte, hatte Sebastian die Idee, warme Socken zu lismen und mit Schokolade und Zuckersachen zu füllen. Bald verschenkte er sogar mehr als Nikolaus, und besuchte immer mehr Kinder. Nikolaus musste sich ja auch darauf konzentrieren, Bischof zu werden, denn die meisten Heiligen waren ja einmal Bischof, und der Bischof war das einzige, was ihm zur Heiligkeit noch fehlte, neben dem geeigneten Namen und genügend Gütigkeit.

Unterdessen fuhr Sebastian schon mit einem grossen Schlitten und Rentieren bis in den hohen Norden hinauf und verschenkte auch ein ganzes Sortiment von Geschenken verpackt in seinen Socken, während Nikolaus immer noch mit einem Esel zu Fuss herumzog. Als das Volk Nikolaus endlich zum Bischof erkor, weil es ihn liebte, trug er von da an die Mytra - den Bischofshut - und den Hirtenstab, der dazugehörte. Sebastian kaufte sich zur selben Zeit eine warme pelzige Wintermütze, damit er auf seinen Reisen bei den Nordwinden nicht an die Ohren fror. Er hatte nämlich als Kind eine Ohrenentzündung nach der anderen gehabt, und das wollte er auf keinen Fall nochmals erleben.

Doch der Schlitten, die Rentiere, die Kappen, ja die ganzen Stiefel, die er unterdessen verschenkte, all diese Errungenschaften Sebastians liessen bei den Leuten den Verdacht aufkommen, er nehme es mit der Selbstlosigkeit

nicht mehr ganz so genau. Man munkelte sogar, Sebastian betreibe Geschäfte anstatt Wohltätigkeit. Für einen Wohltäter war er wirklich etwas oft gar gut aufgelegt und mit der Zeit setzte er ein rechtes Bäuchlein an. Sebastian sagte sich, je besser es mir geht, desto mehr Kindern kann ich Freude bereiten. Er liess es auch nicht an innovativen Ideen mangeln. Einmal fand er spät am Abend bei einem kleinen Haus im Norden verschlossene Türen vor und stieg kurzerhand durchs Kamin ein, um die Kinder zu überraschen. Die Aktion wurde ein voller Erfolg und Sebastian stieg von da an auf seiner Tour stets durchs Kamin ein.

Ein weiterer Gag Sebastians brachte dann das Fass zum überlaufen. Zwar war es eigentlich mehr ein Mödali, eine dumme Angewohnheit. Sebastian liess nämlich immer öfter eine Art Lachen ertönen - nicht herzhaft, sondern eher dämlich. Überall, wo er sich befand, hörte man mit der Zeit hörte das gleiche nervige HO HO HO.

Dieses lächerliche Benehmen habe nun wirklich nichts mehr mit Heiligkeit zu tun, fand Nikolaus, und ehrlich gesagt störte es ihn auch ein wenig, dass Sebastian mittlerweile fast bekannter war als er. Also stellte Nikolaus seinen Bruder zur Rede. Und es war eine lange Rede. Er warf ihm vor, er gebe einen heiligen Brauch der Lächerlichkeit preis und treibe ein schmutziges Geschäft mit der Grosszügigkeit. Im Verlaufe der Aussprache geschah sogar etwas, was bei Bischöfen und Heiligen eigentlich fast nie vorkommt: Dem Nikolaus stieg ein bisschen Zornesröte ins Gesicht. Seine Vorwürfe wurden immer schlimmer. Es sei schon komisch, dass Sebastian so gut lebe und einen Ranzen habe, und dass er sich überhaupt keine Mühe mehr gebe, die Kinder seien ihm doch alle gleich. Das war ziemlich dick aufgetragen.

Obwohl es stimmte, dass Nikolaus sich mehr Zeit nahm für die Kinder, ihnen alle guten Taten und alle Laster aufsagte. Und er gab aus Prinzip nur den guten Kindern etwas,

während Sebastian sich immer mehr damit begnügte, die Kinder kurz auf seinen Schoss zu nehmen. Er wusste manchmal nicht einmal etwas zu sagen, ausser HO HO HO und schau-was-ich-dir-wieder-Schönes-mitgebracht-habe.

Sebastian wehrte sich, es sollten doch alle Kinder auf der Welt etwas bekommen, und er tue doch nur Gutes. Nikolaus entgegnete, die reichen Kinder hätten doch schon alles und bräuchten mehr Liebe und warum Sebastian überhaupt immer diesen blöden roten Morgenrock trage. Das war natürlich kein sachliches Argument, und vielleicht hätte es Nikolaus sogar die Heiligkeit gekostet, wenn es jemand anders gehört hätte. Zum Glück hörte es aber niemand. Nikolaus wollte seinem Bruder noch eine Chance geben, damit er sich besinne und bessere, und meinte, wenn er sich Mühe gebe, könne er immer noch heilig werden.

Doch Sebastian sagte, er wolle gar nicht mehr heilig werden und er sei flexibel. Er schlug seinem Bruder vor, den 6. Dezember Nikolaus zu überlassen und sich einen anderen Tag zu suchen. Obwohl das Nikolaus sehr betrübte, gab er sich schliesslich mit einem Seufzer einverstanden. Denn er war ein guter Mensch, und der Bischof war sich gewohnt, ab und zu nachzugeben, da er ja mit einem Esel zusammen arbeitete.

So machte sich Sebastian auf die Suche nach einem neuen Tag. Es musste ein Tag im Winter sein, wegen dem Schlitten und der schönen Kappe, die er nicht daheim lassen wollte. Und es sollte ein Festtag sein, denn Sebastian wollte ja nicht an irgendeinem gewöhnlichen Tag die Kinder besuchen.

Zuerst verhandelte er mit den heiligen drei Königen um den 6. Januar. Aber Melchior sagte, sie hätten schon genug Geschenke, Balthasar meinte, drei Könige seien ausreichend für den Job, und Kaspar beendete jede Diskussion mit der Aussage, wenn schon Verstärkung, dann sowieso nur Heilige. Was Kaspar da am Schluss sagte, war natürlich gar nicht nett, und mit solchen Leuten wollte Sebastian sowieso nicht

zusammen arbeiten. An die Fasnacht hätte er noch gepasst mit seiner komischen Kutte und dem Dauerwellenbart, den er seit neuestem trug. Doch Sebastian wollte keinen Schabernack betreiben, und schneesicher war es ja im Februar auch nicht mehr immer. Nicht zur Diskussion als Arbeitstage standen Silvester und Neujahr, denn da hatte Sebastian jedes Jahr ein tolles Fest, das er um keinen Fall verpassen wollte.

Daher blieb praktisch nur noch das Weihnachtsfest übrig, und da war natürlich das Christkind zuständig. Sebastian schrieb also dem Christkind einen Brief - der normale Weg, um Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Er wünschte sich, an Weihnachten sein grosses Hobby, das er praktisch zu seinem Beruf gemacht hatte, ausüben zu dürfen, nämlich den Kindern der Welt Geschenke zu verteilen und HO HO HO zu rufen. Den Brief formulierte er so feierlich wie möglich und mit schöner Schrift, denn Sebastian wollte nichts dem Zufall überlassen.

Das Christkind las seinen Brief und überlegte lange. Auch als Christkind kann man ja nicht jeden x-beliebigen Wunsch einfach so erfüllen. Zum Beispiel wünschen sich viele Kinder und sogar einige Erwachsene jedes Jahr den Weltfrieden. Aber dies scheint ein Wunsch zu sein, den das Christkind nicht erfüllen kann. Oder es will nicht. Warum in aller Welt würde das Christkind einen solch klugen Wunsch denn nicht erfüllen wollen? Es gibt Leute die sagen, wenn alles gut wäre, bräuchte niemand mehr das Christkind, das ja sonst das Gute bringt, und es wäre dann arbeitslos. Andere sagen, der Frieden bringe auch nichts, wenn die Menschen sich nicht änderten. Das Christkind versuche zuerst die Menschen zur Besserung zu bringen, dann könnten sie den Frieden selber schaffen.

Wie dem auch sei, das Christkind hatte jetzt ein anderes Problem. Sollte es diesem Sebastian seinen Tag überlassen? Immerhin war es sein Fest. Man kann doch nicht einfach

einen ganzen Festtag verschenken. Oder könnte ihm dieser motivierte, innovative, flexible und praktisch veranlagte Mann vielleicht doch helfen? Das Christkind hatte nämlich von Jahr zu Jahr mehr zu tun, weil überall immer mehr Kinder auf die Welt kamen, und die Post immer später eintraf. Zudem hatte es keinen schnellen Schlitten, und die öffentlichen Verkehrsmittel wurden auch nur teurer. Nur weil Sebastian sich etwas dämlich benahm und auch danach aussah, konnte es ihm den Wunsch nicht abschlagen. Das Christkind ist nämlich nicht jemand, der die Leute nach ihrem Äusseren beurteilt, sondern nach ihren Herzen und Taten, und die waren bei Sebastian im Grunde ja nicht so schlecht. Also beschloss es, ihm eine Chance zu geben, und es liess ihm sagen, er könne von nun an in den Ländern im Norden und im Westen, die er schon von früher her kenne, an Weihnachten den Kindern Geschenke bringen. Das Christkind lächelte und war froh, einen Wunsch erfüllt zu haben, und es öffnete zufrieden den nächsten Brief.

So also kam Sebastian zu seinem Tag, und damit begann sein schier unaufhaltsamer Siegeszug. Mit der Zeit lieferte er sogar mehr Geschenke als das Christkind persönlich, und die Gaben wurden auch immer grösser, ohne dass dem Weihnachtsmann je die Mittel auszugehen schienen. Weihnachtsmann - so wurde Sebastian von den Leuten nun genannt. Er genoss es, endlich seinen Namen losgeworden zu sein, und der Weihnachtsmann schämte sich auch nicht, berühmter zu sein als das Christkind. Obwohl er es verdrängte, störte es Sebastian aber im Geheimen, dass er eigentlich alles andere als ein Heiliger geworden war und dass einige ihn einen Geschäftsmann schimpften. Er tröstete sich aber damit, in gewissen Ländern sogar mit seinem Bruder verwechselt zu werden.

Diesen jedoch, den Heiligen Nikolaus, kannte kaum mehr jemand, und einige verwöhnte Kinder verspotteten ihn:

Der bringt ja sowieso nichts und hält nur Moralpredigten! Die wenigen Kinder aber, die er jedes Jahr am 6. Dezember besucht, freuen sich und schätzen seine Gütigkeit, und auch der Samichlaus freut sich mit jedem Kind, das ihm ein Sprüchlein oder ein Lied vorträgt.

Das Christkind zu guter letzt wunderte sich, dass es immer weniger Briefe bekam. Eigentlich hätte es jetzt mehr Zeit für schwierige und ganz spezielle Wünsche gehabt, wo doch der Weihnachtsmann den grossen Teil der Geschenke übernommen hatte. Komischerweise schienen die Leute aber nur noch immer mehr Geschenke zu wollen. Der Weihnachtsmann wurde überall hin bestellt, und man konnte ihn schon fast den ganzen Dezember an jeder Hausecke sehen. Sebastian stand gerne im Mittelpunkt und er tat ja eigentlich auch nichts Schlechtes.

Die grossen Weihnachtswünsche wurden aber immer mehr vergessen. Die hätte der Weihnachtsmann auch beim besten Willen nicht erfüllen können, nicht einmal wenn er Zeit gehabt hätte. Das Christkind jedoch liest immer noch jeden Brief und bringt auch gerne da und dort Geschenke zur Bescherung, und immer öfter hat es auch Zeit, ganz grosse Wünsche zu erfüllen. Vielleicht auch deinen, wenn du dich traust, geschickt fragst und schön schreibst.

der fliegende baldrian

Es war einmal ein kleiner Baum. Genauer gesagt ein kleiner Tannenbaum, denn wie die Menschen sind ja auch die Bäume nicht alle gleich. Unser kleiner Tannenbaum aber hiess Baldrian. Sein Name kam von daher, dass er für eine Tanne etwas gar stark duftete. Davon merkte Baldrian selbst aber nicht viel, und deshalb störte es ihn auch nicht besonders. Mit seinem Namen war er jedenfalls zufrieden. Zufrieden damit sind auch wir, obwohl uns sein Duft dufte ist. Denn es ist bedeutend schwieriger, eine Geschichte über einen Tannenbaum zu erzählen, wenn dieser keinen Namen hat.

Baldrian aber war sehr ungeduldig. Tannenbäume haben naturgemäss eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten, weshalb Geduld für sie eine grosse Tugend ist. Ihr ganzes Leben lang müssen sie an einem Ort verharren und Wind, Regen, Schnee und sogar Hagel erdulden. Gegen nichts können sie etwas ausrichten. Erst gegen Ende ihres Leben, wenn die Tannenbäume gross und stämmig sind, kommen sie in den Genuss von Privilegien wie Licht, gute Aussicht und frische Höhenluft. Das hölzerne Gesetz des Waldes lautet: alles Gute ist oben. Deshalb gehört es sich für kleine Bäume nicht, ungeduldig zu sein. Auch wenn es schwierig zu verstehen ist.

Der kleine Tannenbaum hatte es aber satt, so klein zu sein. Immer sah er nichts anderes als die untersten paar Äste seiner grossen Nachbarn. Von Tannenspitzen und Sternen konnte er nur träumen.

Ausserdem war es Baldrian langweilig. Den ganzen Tag passierte nichts. Einmal verfolgte ein Fuchs einen Hasen. Oder ein Reh kratzte sich den Rücken an Baldrians Ästen. Punkt. Ich hasse dieses öde Leben im Wald, dachte das Bäumchen immer wieder. Jeden Tag überlegte Baldrian, wie er schneller wachsen könnte, um endlich etwas zu sehen von der Welt. Nicht nur diesen dunklen, kleinen Fleck im Wald,

von dem er nicht weg konnte. Immer die gleichen Stammgespräche, murrte Baldrian. Er ärgerte sich, dass alle seine Nachbarsbäume scheinbar zufrieden ihr Tannenbaumschicksal erduldeten.

Als die Nächte länger und kälter wurde, schmiedete Baldrian ungeduldig Pläne. Er träumte davon, einmal ein Christbäumchen zu werden. Seine Grosseltern waren nämlich schon Christbäume gewesen. Zwar ist kein einziger Christbaum je zurück an seinen Platz gekommen, aber für Baldrian war der Fall klar: Christbaum werden ist die einzige Möglichkeit, aus diesem Busch zu kommen.

Eines Morgens erwachte das kleine Tännchen und sah, dass es über Nacht geschneit hatte. Und ich habe wieder am wenigsten Schnee auf meine Äste bekommen, schmollte Baldrian. Plötzlich aber hörte er weiter unten ein Geräusch im Gebüsch. Es näherten sich Menschen. Die Menschen gingen um die kleine Tanne herum und schauten sie ganz genau an. Vor Aufregung wurde Baldrian ganz rot an der Spitze, was sich für eine Weisstanne eigentlich gar nicht gehört. Jetzt packten die Menschen gar eine Motorsäge aus, welche einen Heidenlärm produzierte. Unser kleiner Freund erzitterte vor Schreck am ganzen Leib. Baldrian hatte nun zum ersten Mal in seinem Leben eine Ahnung, warum es für Tannen so wichtig war, stets cool zu bleiben.

Der Schnitt war kurz. Im Gebrüll der Motorsäge hörte man den Schrei des kleinen Baumes nicht. Als das abgesägte Tännlein aus seiner Ohnmacht erwachte, lag es gefesselt in einem weissen Netz. Immer wenn es holperte, schmerzte Baldrian jede einzelne Nadel. Holperte? Erst jetzt merkte Baldrian, dass er auf einem Lastwagen lag. Zusammen mit einigen Leidensgefährten wurde er transportiert. Endlich erlebe ich etwas richtiges, fuhr es ihm durch den Krone. Zwar ein bisschen viel auf einmal, aber immerhin. Der Lastwagen stand jetzt still und die Menschen holten die vernetzten Bäume von

der Ladefläche. Sie legten Baldrian und seine Kameraden so eng aneinander, dass sie kaum atmen konnten. Die Aussicht ist ja nicht viel besser als bei uns im Wald, versuchte Baldrian mit seinem Nachbarn zu witzeln.

Er mochte einige Stunden dort gelegen wurde, als Baldrian von jemandem gepackt und an dem weissen Netz aus der Menge gezehrt wurde. Wie ein Besen wurde er weitergereicht und in ein Auto gepackt. Nach kurzer Fahrt lud jemand den kleinen Baum wieder aus und stellte ihn auf einen Balkon, wo die Person ihm das blöde Netz abnahm. Baldrian atmete auf. Jetzt hatte er alles, wovon er immer geträumt hatte: Er war allein, hatte viel Licht, eine herrliche Aussicht und die Luft war gut. Sie roch ein bisschen nach Freiheit. Kaum hatte sich Baldrian aber in seinem Paradies etwas eingerichtet, als wieder ein Mensch kam, und ihn in die Wohnung zerrte.

Die Frau – es war die gleiche Person, die ihn mit dem Auto hierher transportiert hatte – stellte das Tannenbäumchen jetzt in einen Topf und goss Wasser hinein. Dann behängte sie Baldrian mit allerlei Kugeln und Girlanden in Gold und Silber, einer ganze Engelschar aus Stroh und 24 Kerzenständern. Auf seine Ästchen kamen jetzt noch kleine Samichläuse aus Schokolade, was sich schon etwas schwer anfühlte. Zur Krönung wurde ihm ein goldener Engel auf die Krone gesetzt und langsam begann Baldrian zu ahnen, was mit ihm geschehen sollte: Er würde Christbaum endlich werden.

Jetzt stellte man ihn in die Stube zum Fernseher und Baldrian war richtig glücklich. Mindestens so glücklich wie der Engelchor, der von seinen Ästen freudig ins Wohnzimmer strahlte. Der kleine Tannenbaum hatte seine ganzen Träume und Lebensziele erfüllt. Wahrscheinlich war er jetzt sogar noch glücklicher als die beiden Kinder der Frau, die ihn gekauft und geschmückt hatte. Und das will was heissen. Die

Kinder – ein Mädchen namens Myrtha und ein Junge namens Thomas – hatten nämlich zu Weihnachten viele Geschenke bekommen. Und jedes Kind weiss ja, dass man sich an Weihnachten freuen muss. Das Blöde am Glück ist jedoch – und das bezieht sich auf Bäume ebenso wie auf Menschen -, dass es jeweils recht schnell wieder verschwindet. Nach einigen Tagen, als in der kleinen Wohnung wieder Normalbetrieb einkehrte, überkamen auch Baldrian wieder seine altbekannten Gefühle.

Sollte dies wirklich schon die Erfüllung seines Lebens gewesen sein? Noch zwanzig Tage stehen und dann sterben. War das schon alles? Nur gerade zweimal hatten alle seine Kerzen gebrannt. Baldrian war sich vorgekommen wie der Mittelpunkt der Welt. Gerade neben den Fernseher hatten sie ihn gestellt. Jetzt aber schauten die beiden Kinder haarscharf an ihm vorbei in die Glotze und beachteten ihn kaum. An Weihnachten hatten sie ein TV-Verbot gehabt, doch das Gesetz wirkte keine Minute länger als Mammi und Papi gesagt hatten.

Am Fernsehen gab es einen Reisefilm, wo ein aufgestellter junger Mann, barfuss mit offenem Hemd und einer roten Mütze Sandstrände entlang ging. Dabei plauderte er immerzu, sang mit anderen Leuten Lieder und lachte. Und das beste war, dass es am ganzen Strand Tannenbäume mit Kerzen hatte. Baldrian wusste sofort, dass er an diesen Ort musste. Wo man für immer glücklich ist. Wo die Sonne scheint und das Meer rauscht und viele seiner Freunde waren. Das Fernsehen hatte ihn wieder zum Träumen gebracht, also hat es doch etwas gutes, oder? Vielleicht hätte er sein Glück an der Börse versucht, wenn statt dem Reisefilm ein Börsenbericht gekommen wäre.

Auf jeden Fall träumte Baldrian von nun an von der Karibik. So hiess nämlich der Ort, wie er am Ende des Filmes gesehen hatte. Ganz fest dachte unser kleiner Christbaum jede Minute an die Karibik, und er wünschte sich von ganzem

Herzen, irgendwie dorthin zu gelangen. Es gibt ja viele lustige Zufälle im Leben. In ganz seltenen Momenten aber - besonders oft an Weihnachten – kommt es vor, dass sich die Wünsche zweier Lebewesen ganz ideal ergänzen. Man sagt dann, das Schicksal spiele mit.

Jedenfalls hatte das kleine Mädchen des Hauses zu Weihnachten einen Kasten mit Feuerwerk geschenkt bekommen. Es wollte nämlich Feuerwehrfrau werden, und da seine Eltern nicht wussten, was man einer zukünftigen Feuerwehrfrau schenkt, hatten sie ihm einfach einen Feuerwerkskasten geschenkt. Zuerst war das Mädchen ganz enttäuscht gewesen und hatte den Kasten einfach in eine Ecke geschmissen. Es hatte sich ja eigentlich ein Tanklöschfahrzeug gewünscht.

Jetzt aber – zwei Tage später – schlich es sich in der Nacht, als der Rest der Familie schon schlief, ins Wohnzimmer herunter, nahm den Kasten hervor und packte ihn aus. Gut ein Dutzend kleine und grosse Raketen strahlten ihm aus der Kiste entgegen und schrien nach einem Experiment. Myrtha brauchte nur kurze Zeit, um heraus zu finden, dass die Raketen hervorragend zu den Schockoladenchläusen am Weihnachtsbaum passten, und dass sie sich dort erst noch glänzend anbinden liessen. Die Kerzen störten dabei keineswegs, weil sie ja nicht angezündet waren. Warum eigentlich nicht?, fragte sich die kleine Experimenteuse, als sie alle Raketen am Bäumchen befestigt hatte.

Kurzerhand – aber mit einigen Mühen - transportierte sie den Baum auf den Balkon. Etwas mulmig schaute sie dort für einen Moment zur Baumspitze in das Gesicht des goldenen Engelchen. Dann nahm Myrtha den Kerzenanzünder – eine Art schwarzer Feuerhaken mit einem Docht, der nur an Weihnachten gebraucht wurde – zur Hand. Sieben, sechs, fünf, vier. Der Kauntaun passte genau. Als das Bäumchen mit einer grossen Rauchwolke zum Himmel empor stieg, machte

es erstaunlich wenig Lärm. Myrtha strahlte über ihr ganzes Gesicht – mehr als alle Sterne zusammen – und von diesem Tag an wollte sie Austronautin werden.

Was Myrtha jedoch nicht wissen konnte war, dass sich das kleine Weihnachtsbäumchen fast ebenso ab der Reise ins Weltall freute wie seine Starthilfe. Beim Aufstieg hatte Baldrian zwar einige Glaskugeln verloren, und von den unteren Ästen waren ein paar durch die Raketen angeschwärzt worden. Die Glücksgefühle eines Space Schattels konnten diese Nebensächlichkeiten jedoch nicht übertönen. Fast so schön wie die tanzenden Baumhormone in Baldrians Harzbahnen waren die luftigen Geräusche, die das komische Flugzeug auf seinem Flug begleiteten. Zum klimpern der Glaskugeln rasselten die Girlanden, und auch das Engelchen auf der Spitze sang jetzt mit, nachdem sein goldenes Gesicht beim Start etwas bleich geworden war. Dazu lachten die Weihnachtsmänner aus Schokolade herzhaft und Baldrian konnte sich nicht verkneifen, in diese Kulisse von Tönen einige atonale Freudenschreie zu platzieren, wie ihm gerade zu Mute war.

So rauschte Baldrian eine Weile freudenkonzertartig durch die Sphären bis es auf einmal begann, ihn auf die Erde runter zu ziehen. Wie die Physiker unter den Lesern und die im Weltraum gelehrten Leserinnen vermutlich vermuten, handelt es sich beim „es" diesmal nicht ein Mädchen, sondern um die Schwerkraft. Für solche Überlegungen hatte Baldrian jedoch keine Zeit, denn je schneller es ihn nach unten zog, desto ungemütlicher wurde die Begleitmelodie. Irgendwann – vielleicht beim Wiedereintritt in die Atmosphäre – verlor Baldrian das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, hatte Baldrian das Gefühl, etwas kleiner als sonst zu sein. Wenigstens war er auf seinem Stamm gelandet. Als Baldrian seine Augen öffnete, musste er sie gleich wieder schliessen. Er hatte nämlich direkt in die Sonne geblickt, und auch ein

Tannenbaum ist nicht immun gegen UV-Strahlung. Beim zweiten Mal war er vorsichtiger und schaute neugierig in der Gegend herum. Das darf doch nicht wahr sein, dachte Baldrian, als er merkte, dass er sich an seinem absoluten Traumferienort befand – in der Karibik. Links und rechts waren seine Nachbarn zwar keine Tannenbäume wie im Fernsehen, sondern Palmen. Der mit Klunker behängte Weihnachtsbaum nickte ihnen freundlich zu.

Nur etwa 50 Meter weiter weg hörte er das Meer rauschen. Hier wollte er den Rest seiner Tage verbringen. Mit Sonne und Meer und ohne Sorgen. Während die karibische Sonne akribisch hinter dem Meer verschwand, schloss Baldrian die Augen und dachte über sein Leben nach. Baldrian wusste, dass er bald sterben würde – die Schokoladenchläuse waren am Mittag in der Hitze geschmolzen. Seine Wurzeln hatte er ja schon lange im Wald zurückgelassen, weshalb es ihn jetzt dürstete. Doch Baldrian bereute keinen Moment seiner Odyssee. Für einen Tannenbaum habe ich überdurchschnittlich viel erlebt, sagte er zu sich und wünschte seinen fernen Verwandten ein frohes neues Jahr. In dieser Zufriedenheit seines Erfolges schoss Baldrian ein Satz durch die Tannenspitze, den ich gleich als Schlussmoral meiner Geschichte verwenden möchte. Er lautet: Auch Wesen ohne naturgemässen Handlungsspielraum können etwas erleben. Und wenn man will - so würde ein moderner Moralist vielleicht noch anfügen. Wenn man will und wirklich daran glaubt, kann man sogar Unmögliches erreichen.

schreinerinnen singen schöner

Es war einmal eine Schreinerin namens Carmen, die in ihrem Beruf jeden Tag hart arbeitete. Das Werken mit Holz gefiel ihr sehr gut. Sie liebte es, mit grosser Sorgfalt Tische, Stühle und Bänke zu fertigen, und weil sie ihre Arbeit gut machte, konnte sie auch lange Zeit vom Verkauf ihrer Möbel leben. Eines Tages jedoch eröffnete eine grosse Firma in ihrem Dorf eine Möbelfabrik, die mit Hilfe von mächtigen Maschinen viel mehr Möbel in viel kürzerer Zeit herstellen konnte. Obwohl diese Fabrikwerke weder gleich robust, noch so schön waren wie Carmens Handarbeit, waren sie dennoch genug billig, dass die Leute ihre Tische und Bänke nicht mehr von Carmen machen liessen.

Nach einer Weile konnte die Schreinerin kaum mehr einen Stuhl verkaufen, und es war ihr bald unmöglich, von ihrem Beruf zu leben. Als Carmen ihr Erspartes schliesslich aufgebraucht hatte, musste sie traurig nach einer anderen Anstellung Ausschau halten. Die Suche nach Arbeit war jedoch nicht so einfach. Es hatte nämlich damals sehr viele grosse neue Fabriken, und Tausende von Handwerkern wie Carmen suchten nach einer neuen Stelle. Hankerum wurden in diesen Fabriken immer weniger Menschen beschäftigt. Eine Anzahl Männer wurden als Bewacher der teuren Maschinen und riesigen neuen Gebäude angestellt, doch für diesen Job war Carmen zu klein gewachsen.

In jener Zeit aber war von der Regierung angeordnet, dass jeder Mann und jede Frau ihr Leben ganz alleine zu verdienen habe. Es galt, wer keine Arbeit finde, solle im ganzen Land auf die Suche gehen. In den grossen Städten gab es spezielle Arbeitslosenzentren, wo man sich auf langen Listen für diverse Arbeiten einschreiben konnte. Weil Carmen Junggesellin war und relativ flexibel, entschloss sie sich, ihr Glück in dieser grossen Stadt zu versuchen. Carmen sagte also all ihren

Freunden und Verwandten auf Wiedersehen und gab ihre kleine Wohnung auf. Dann machte sich die junge Frau auf den Weg. Nach einigen Tagen traf sie an ihrem Ziel ein. Carmen konnte dort vorübergehend bei Bekannten übernachten, und schon am nächsten Morgen machte sie sich auf die Suche nach Arbeit.

Die gelernte Schreinerin klopfte an alle möglichen Türen: Zuerst bewarb sie sich Tischlerin, Zimmerfrau und in einer Sägerei, weil sie doch mit Holz so gut umzugehen wusste. Aber offensichtlich hatte es auch in der Stadt überall ein Überfluss an Arbeitskräften. Als sie sich in einem grossen Möbelgeschäft für den Verkauf bewarb, wo sie doch früher mit Herz und Verstand manchen Tisch an ihre wählerischen Kunden gebracht hatte, wurde sie mit der freundlichen Begründung abgewiesen, ihre Präsentation und Ausbildung stimme nicht mit dem gesuchten Profil überein. Egal bei welcher Firma sie anklopfte – und obwohl sie einige Male richtig nachpolterte – niemand interessierte sich für diese motivierte junge Arbeitskraft. Die Hoffnung auf die Listen, auf denen sie sich eingetragen hatte, gab Carmen auch bald auf. Niemals und nirgends schien es in dieser Stadt eine Stelle für sie zu geben.

Ihr Selbstvertrauen und der Elan, den sie vor ihrer Reise noch gehabt hatten, waren ob dieser deprimierenden Erlebnisse schon fast verschwunden, als ein Freund ihr den Hinweis gab, er kenne einen landwirtschaftlichen Betrieb am Rande der Stadt, der vielleicht noch Leute brauchen würde.

Carmen raffte ihren letzten Mut zusammen, um sich an dieser Adresse zu bewerben. Obwohl sie nie auf dem Land gearbeitet hatte, so hatte Carmen doch Tiere ganz gern. Und siehe da, der Betriebsleiter offerierte ihr tatsächlich eine Arbeit als Hilfskraft. Carmen fragte gar nicht mehr nach dem Lohn, sondern sagte nur Ja gerne und Danke. Am gleichen Nachmittag bekam sie einen blauen Overall und dicke

Handschuhe und begann zu arbeiten. Die Arbeit war hart und streng. Den ganzen Tag kümmerte sich die Frischangestellte um Kühe, Traktoren, Futter und Ställe. Schlafen konnte die junge Frau in einem winzigen Kämmerlein über dem Kuhstall, zusammen mit drei anderen Arbeiterinnen. Ihre Zimmerkameradinnen sorgten sich um die riesige Schafherde, die ebenfalls zum Betrieb gehörte.

Carmen war jetzt glücklicher als früher, obwohl sie alles andere als eine gute Stelle gefunden hatte. Vom kleinen Lohn wurde ihr noch die Hälfte Kost und Logis abgezogen. Aber wenigstens war sie nicht mehr arbeitslos. Wenn sie traurig war, oder wenn die schwere Arbeit sie belastete, pflegte Carmen zu singen. Am liebsten sang sie Gospels, die Lieder der amerikanischen Sklaven. Schöne Gospellieder können nämlich das schlimmste Schicksal erträglich machen. Mühelos meistert man mit Gospels die Fallen und Finten des Lebens, auch wenn man weiterhin hungert am Abend und friert in der Nacht.

Die Schafpflegerinnen hatten einen Gospelchor - den «Shepherds Spiritual Choir», und Carmen probte manchmal mit ihnen, wenn sie nach der Arbeit auf dem Feld sangen. Die Sängerinnen merkten bald, dass Carmen besser singen konnte als alle anderen. Carmen liebte es, in den Solostellen mit Herz und Seele mit der Musik zu verschmelzen. So wurde der Gospelchor bald zu ihrem wichtigsten Lebensinhalt. Mit der Zeit sprach es sich auch in der Stadt herum, dass der «Shepherds Spiritual Choir» eine neue Solistin habe, und für das traditionelle Weihnachtskonzert waren zum ersten Mal in der Geschichte des Chors alle Plätze ausverkauft.

So kam es, dass unter den Zuschauern auch drei Talentspäher aus dem Westen waren: Ein Komponist, ein Marketingexperte und ein Produzent. Sie suchten auf der ganzen Welt nach zukünftigen Stars. Vom ersten Lied an, bei dem Carmen Solo sang, waren sich die drei einig, in ihr die

neue Königin des Gospels gefunden zu haben. Nach dem Konzert traten die drei solventen Herren von allen Seiten an die Sängerin heran und huldigten ihr.

Jeder versuchte, das Talent mit grosszügigeren Vorschüssen, Geschenken und Lobeshymnen zur Unterzeichnung eines Vertrages zu bringen. Sie versprachen Carmen Ruhm und Reichtum, wenn sie mit ihnen käme, und der Komponist meinte, er würde die schönsten Lieder nur für sie schreiben, wenn sie nur bitte hier unterschreiben würde. Der Marketingmann hatte schon tausend Artikel im Kopf, mit denen er Carmen auf dem Markt lancieren wollte. Auch einen Künstlernamen hatte er sich während dem Konzert ausgedacht: Samantha Cristal Farmer

Angesichts dieser Angebote blieb Carmen erstaunlich gelassen. Sie liess sich ihre Zukunft als Star kurz durch den Kopf gehen und sah sich auf allen Bühnen der Welt, einer Menge zu jubelnd. Dann jedoch dachte Carmen an die anderen Sängerinnen des Gospelchors, die sie aus der Ferne beobachteten und ihr jetzt zu winkten. Es gefiel ihr doch im Chor mit den dreien, überlegte sich Carmen. Und was werden wohl die anderen ohne mich machen? In einem Anflug von wahrhaft grossartiger Selbstlosigkeit wandte sich die selbstbewusste junge Frau darauf an die drei Späher aus dem Abendland. Ich kann doch meine Freundinnen an Weihnachten nicht alleine ihrem traurigen Arbeiterinnenschicksal überlassen und einfach so ins Glück der Welt ziehen, meinte sie freundlich aber bestimmt. Ausserdem gefalle ihr der Chor und sie habe nicht die Absicht, ihre Kunst dem Diktat des Marktes zu unterwerfen. Die drei Herren standen darauf ziemlich dumm und stumm auf dem Feld herum. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge den Rückzug anzutreten.

Carmen aber hatte schon neue Zukunftspläne. Mit den Einnahmen des Weihnachtskonzertes konnte sich der «Shepherds Spiritual Choir» endlich ein anständiges Probelokal leisten. Und vielleicht, ja vielleicht, hörte man

Carmen träumen. Vielleicht lässt sich mit dem Ersparten nächstes Jahr sogar ein kleiner Streik im Betrieb finanzieren. Dann geht es nicht nur mir, sondern allen ein wenig besser.

eslige theologie-konstruktionen

Ein Krippenspiel für zwei oder vier Stimmen (Ox, Esel, eventuell Maria und Josef)

In einem Stall in der Nähe von Bethlehem. Ein Ox, schon etwas alt und apathisch, jedoch wohl genährt, liegt im Stroh. Soeben wurde ein Esel zu ihm geführt, der sich müde ins Stroh legt und entkräftet an ein paar Halmen zu knabbern beginnt.

Ox: *(erstaunt, wenn man das in einem behäbigem Berner Dialekt überhaupt sein kann[1])* Hoi, wo chonsch ou du här? Gsesch rächt abkämpft us!
Esel: *(seinem Akzent nach offen hörlich ein Ostschweizer)* Jo, Gopferteckel, ich bi voll uf de Schnore. Häi, jetzt simmer de ganzi Weg vo Nazareth do äne cho.
Ox: Ou, Nazareth! Jo, dasch e rächte Betz[2]. Mach's der nome gmüetlech, gäu.
Esel: *(dankbar)* Danke.
Ox: *(bemerkt, dass der junge Mann, der den Esel hereingeführt hatte, den Stall nicht etwa verlässt, sondern sich mit seiner Frau in der anderen Ecke des kargen Raumes für die Nacht einzurichten scheint)* Du, was hesch mer au do förtegi Lütt met procht?
Esel: Das send myni Meischter. D'Madame wär jo eigentli e ganze Liebi, ömu schön isch sy. Aber du! Wäret em ganze Wäg isch die ständig schwerer worde. Ich bi mer am Schluss fasch vorcho wie de Christopherus[3]. I han gar nid gwüsst dass e Frau e so schwierig cha sy.
Ox: Meintsch ächt schwär, ned schwerig, gäu?
Esel: Aja, Tschuldigung.
Ox: Ond är?
Esel: De Mössiö isch none Guete glaubi. Eher introvertiert. En eifache Ma, eine wo chrampfet. Dä miechti glaub alles vör sini Frau[4]. Die bede send rächt glöcklech, em Schyn a.

Muesch der emou vorstelle: Drei Täg semmer tor t'Wüeschti gschtampfet, ond die beide hend sich die lengschti Zyt zue plenzlet wie frösch Verliebti.

Ox: Wörom seiter de do häre cho?

Esel: Jo, das hani mi au gfrogt! Wochenändusflög send sösch eher sälte. Ond a de Wienech semmer bes etz emmer de heime plobe[5]. Aber weni's rächt begreffe ha, het das öppis met dem Chend z'tue wo d'Madame etz de öberchond. S'hätti glaub ergend öppis ned gschtomme, wenn's z'Nazareth of t'Wäut cho wär[6].

Ox: Jo säg au so öppis.

Esel: Aso ech be ned ganz secher, aber einisch, wo's Godserbärmlech chaut gse esch y de Nacht, esch öppis passiert. Mer send de ganzi Tag gschuenet gsy, ond todmüed. Ond wo de no e Sandstorm cho esch, de het de Mössiö d'Närve verlore ond hed usgrüeft:

„Ond alles nome wäge dene verdammte theologische Konstruktione!"

D'Madame hed'ne de probiert echli z'beruhige und hed gseid:

„So, nemm di zäme! Du weisch doch om was das es god."

Eso eifach esch'es jo ned gseh, ond de heisi nochli wyter käret, öbrigens s'einzige Mou of de ganze Reis.

„Chommer ned weder met dyne blöde Visione! Vo mer a söu doch das Chend z'Honolulu[7] of t'Wäut cho. Das chond etz auwä drofab."

„Seppi, beruhig di doch! Deför hesch nochhär e wonderbare Stammbaum, wo bes zrogg zom König David god. Ond en ewige Platz y de Gschecht vo de Mönschheit. S'gäb Lütt wo no ganz anderi Sache vör das wördid mache."

„Marie, du weisch genau das ech pfyffe of dä Stammbaum. Ond de Platz y de Wäutgschecht hani scho lang. Leider ned grad de Beschti. Dä tomm Cheib wo y sinere Verlobte s'Märli vom Ängel Gabriel glaubt het![8] Die ganz Wäut lached my us."

„Aber Seppi, Alli wo so blöds Züg tänkid send soch eifach beschränkt ond tscheggid gar ned, om was dases eigentlech god."

„Om was god's de, Marie? Säg mers doch!"

„Es god dromm, das mer üs gärn hend."

„Mer chöntid üs au z'Nazareth gärn ha.", hed de Mössiö gseit. Ond luegt sy metteme sone Bleck a, das d'Madame fascht hätti müesse lache. Sie hed sech aber ned eso schnöu usem Konzept lo brenge ond hed em zor Antwort gä:

„Hör uf, Seppi, ned nome e so gärn ha! Ech meines ärnscht. Schwerig esch jo ned, nome sech gärn z'ha, ond no die wo no grad eso gäbig ond gnäm send. Sondern das mer alli enand gärn händ, das mer d'Wäut gärn hend ond d'Mönsche gärn hend, wöu sy gar ned eso schlächt cha sy, wenn de Lieb Gott üs gärn hed.[9]"

„Wägedem müest'mer aber no lang ned tagelang dor t'Wüeschti stampfe."

„Es god äbenau dromm, das mer ned emmer das macht, wo eim grad passt ond was eim am rengschte god, sondern das mer au emou öppis för ne besseri Wäut tuet. Dörom die müesam Reis vo Nazareth of Bethlehem."

„Wotsch ömu ned säge, d'Wäut wördi besser met meh Mobilität?[10]"

„Weis ech doch ned. Klar wär's eifacher gse z'Nazareth z'blybe. Aber ergendwie müemer die Messitsch haut au öberebrenge. Esone grossi Botschaft chamer ned eifach verzöue, das muesmer erläbe ond fyre mettenand."

Es tot mer scho no leid, dasi etz do echli ys schwafle yne cho be, aber ech ha haut de ganzi Wäg lang nüd zäge gha, ond de hani haut echli längi Ohre gmacht.[11]

Ox: Scho rächt, scho rächt. S'het my ganz packt, dyni Gschecht. E weiss zwar emmer noni eso rächt, wörom asmer vo so wyt här yne sone trurige Ort wie hie chont. Aber das schynt mer jo e wechtegi Sach zy.

Esel: Jojo, ech glaubes au. Mängisch tänki zwar, die Mönsche machid sech vöu zvöu Gedanke. Die hättid's jo eso guet. Ond mer müend dy lengscht Zyt chrampfe.

Ox: Jo etze. Mer leggen etz ömu einisch aui im glyche Stroh. Ond etz wird's ändlech emou echli warm do enne, by dem Uflauf.

Esel: *(nach einer kurzen Nickpause)* Rauchemer no eis?

[1] In der Folge verzichtet der Autor um des Gugger's Willen – und um die Phantasie der Leserschaft anzuregen – auf eine konsequent berndeutsche Schreibweise des öxischen Dialektes. Ebenso wenig konsequent folgt er irgend einer anderen Sprachlogik, sondern lässt den Oxen – wie später auch den weitaus gesprächigeren Esel – ganz einfach seinem natürlich bäurischen Sprachgebrauch nachkommen.

[2] Gut 150 km Reisestrecke liegen hinter dem Esel, was auch die dialektischen Unterschiede zwischen Ox und Esel erklärt. Auf schweizerische Verhältnisse übertragen, kommt dies einem Marsch von St. Gallen, das ja wie Nazareth fast an einem grossen See liegt, in einen Stall im Luzernischen Entlebuch, wo sie ja auch fast wie Berner reden. Weitere Parallelen: Bethlehem und Luzern haben Kinderspitäler. Die etwas coupiertere Schweizer Strecke mit ihren topographischen Anforderungen steht den härteren politischen und klimatischen Verhältnissen in Palästina gegenüber. Somit kann die Leistung des Esels mit ungefähr einer halben Tour de Suisse verglichen werden.

[3] Der bildhafte Vergleich mag zwar zeitlich leicht unlogisch erscheinen, weil das Jesuskind, welches Christopherus der Legende nach samt der Weltkugel getragen haben soll, ja noch gar nicht geboren wurde. Er ist aber deswegen nicht weniger zutreffend.

[4] Positive Attribute

[5] Wieder scheint sich der Esel seines abstrusen Epochenverständnisses zu bedienen. In der Folge verzichtet der Herausgeber auf die Erklärung solcher vereselten Assoziationen.

[6] Messiasse haben von David abzustammen. Und Bethlehem ist die Königsstadt Davids – im Gegensatz zu Nazareth, wo Jesus ja aufgewachsen ist. Wenn mich mein aufgeklärter Bibelunterricht bei Dr. phil. Herbert Schweizer nicht falsch informiert hat, musste deshalb durch das ganze Weihnachtsevangelium theologisch bewiesen werden, dass das Jesuskind ursprünglich aus Bethlehem stammt. Die wunderschöne Reise soll also – oh désenchantement - gar nie stattgefunden haben, der tolle Bericht wäre somit eine reine Erfindung und theologische Konstruktion, weil sich die blöde Welt wieder einmal nicht nach den Prophezeiungen richten wollte. Doch vielleicht kann uns ein Zeitzeuge dazu Genaueres sagen. Lassen wir unseren Esel deshalb weiter erzählen.

[7] Honolulu muss hier seinen Kopf als Sinnbild herhalten für alle Städte, die komisch heissen und unerreichbar weit weg sind.

[8] Oder „le plus con de l'histoire", wie die Welschen sagen.

[9] Diese rührende Interpretation mutet für eine zukünftige Gottesmutter etwas naiv und sparsam an pathetischer Weisheit an. Bedenkt man aber, dass obige Passage aus der Nacherzählung eines Esels stammt, gewinnt die Aussage plötzlich erstaunlich an Sinnesreife.

[10] Dieses Votum des trötzelnden Josef ist typisch für eine leider weit verbreitete Geisteshaltung, die glaubt, der freie Lauf der Geschichte und des Handels übe einen schlechten Einfluss auf die Welt aus und gleichzeitig bedauert, ihn nicht dauerhaft stoppen zu können. Häufig ist diese Haltung verbunden mit dem aussichtslosen und dummen Bestreben, den Fortschritt mittels Schranken hemmen zu wollen. Die zynische Note scheint hier jedoch gekoppelt mit einem für Jahrtausendwenden bezeichnenden Hauch von Resignation.

[11] Vermutlich liegt in diesem Zitat ein früher Hinweis auf die evolutionären Kenntnisse der Geschichtenschreiber, welche schon in vorchristlicher Zeit erkannten, dass dem Esel über Generationen und Jahrtausende Ohren wuchsen. In ihrer beschränkten Weltinterpretation schrieben sie die genau beobachteten Umstände jedoch mythischen Charaktereigenschaften des Grautieres zu. Interessant ist auch, dass der Esel in den alten Überlieferungen mehr für seine kommunikativen Fähigkeiten als für seine Sturheit bekannt ist, und somit in einem vergleichsweise positiven Bild daher trampelt.

Glossar:

Schnore	Schnauze
e rächte Betz	ein rechtes Stück
ömu	jedenfalls, wenigstens
Mössiö	*(Schweizerdeutsch für franz. monsieur)* Meister
eine wo chrampfet	Einer, der hart arbeitet
emou	einmal
zue plenzlet	zu geblinzelt
a de Wienech	an Weihnachten
öppis	etwas
Godserbärmlech	Gottserbärmlich
wyter käret	weiter gestritten
ond tscheggid gar ned	und begreifen gar nicht
gäbig ond gnähm	einfach, ohne Anstrengung und bequem
Messitsch	*(Schweizerdeutsch für engl. message)* frohe Botschaft

Claudia Zemp L26 9.12.88

Eine Geschichte zu Weihnachten

Meine Geschichte spielt an einem Nachmittag im Dezember. Vor dem grossen Warenhaus in der Einkaufsstrasse ~~des~~ eines kleinen Städtchens herrscht reger Betrieb. Frauen kaufen Geschenke für ihre lieben Kleinen, Männer kaufen Geschenke für ihre lieben Frauen, Kinder kaufen Geschenke für ihre liebsten Eltern.
Auch ~~einer~~ der Berufstaschendieb Karl Fingerlang stiehlt Geschenke für seine Frau und die 9 Kinder seiner Frau meint, er sei Securitaswächter und habe deshalb so unregelmässige Arbeitszeiten. Die Hauptsache sei ja, dass er das Geld nach Hause bringe, sagt sie. Karl überlegt jetzt gerade, ob er die Geschenke im Laden stehlen sollte, oder bei Kassanten oder ob er Bargeld stehlen solle. Er entscheidet sich für die zweite Variante. (Dann muss er sich nicht überlegen, wem er was ~~so~~ schenken ~~soll~~ will). Wohnt in Klammer?
Also macht er sich auf die Socken. Mit seinem Können und seiner Routine hat er bald genug zusammen. Es bleibt sogar noch etwas für Tante Olga und den netten Dorf-

auswärts tun!

Polizisten. Dann rast er mit seinem Auto schnell in den Wald, wo er sich den schönsten Weihnachtsbaum abschneidet, den er findet. Als er alles zuhause versteckt hat, meint er, dass er alles in einem Tag geschafft hat, das sei schon gut. Und wiedereinmal hat es ihn kein bisschen gekostet. „Hoffentlich", denkt er, „machen gestohlene Geschenke genausoviel Freude wie gekaufte. Also ich jedenfalls könnte mir nicht vorstellen, jemandem ein Geschenk zu kaufen."

Es würde mir nichts fehlen, wenn ich diese Geschichte nicht gelesen hätte ...
Weshalb begeht er Diebstahl, wie begeht er ihn?
Weshalb kann er sich nicht vorstellen, jemandem ein Geschenk zu kaufen.
Also ziemlich oberflächlich ...
Die Geschichte hat auch kein eigentliches Ende.
Das Thema wäre interessant, aber die Ausführung lässt sich so nicht machen

4,5

Verbesserung

schaffen, geschafft. Er hat es geschafft.
9 = neun oder 9+1 = neun plus eins.

Bonus Träck

Melodie: Ein Männlein steht im Walde

I. Ein Göttlein kommt zur Erde, ganz arm und klein (2x)
Mutti hat , 'nen Heilgenschein
Wirft es in die Krippe rein
Ein Göttlein...

Ref.: All you need is love, bäbäräbäm.

II. Das Göttlein schaut sich um, in der Welt herum (2x)
„Will ich denn hier König sein?
Hier ists ja voller Ox` und Schwein!"
Das Göttlein...

Ref.: All we are saying, let's give peace a chance.

III. Da kommt mit einem Zufall James Brown zum Stall (2x)
Komm mein Kind und tanz mit mir,
der Beat kommt immer schön auf vier.
Da kommt...

Ref.: Taùtatatatatatatataa! Get up...

IV. Jetzt strahlt das Kindelein übers ganz Gesicht,
und singt zum ollen Groove grad noch ein Gedicht:
„Ja, ich werde Jesulein,
das kann ja nicht so schwierig sein."
So sang das Göttelein in die Nacht hinein.

Ref.: Stille Nacht, heilige Nacht...

„Es würde mir nichts fehlen, wenn ich deine Geschichte nicht gelesen hätte."
MONIKA BISCHOF, lic. phil. I, im Dezember 1988

„Deine Weihnachtsgeschichte passt nicht ins Konzept"
ERNST, Die Zeitung der Jungen im Tages-Anzeiger, im Dezember 1997

„Auf unserer Redaktion waren die Meinungen über ihre Weihnachtsgeschichte geteilt."
LUZERN HEUTE, ebenfalls im Dezember 1997

„Gerade noch rechtzeitig vor der Wende."
DIE ZEIT, etwas später

„Traurig, was da nach knapp 2000 Jahren vom christlichen Gedanken noch übrig bleibt."
SONNTAG

„Unverzichtbar. Für die Kinder des nächsten Jahrhunderts."
WIR ELTERN

„Der fünfte Evangelist!"
SUGAR RAY LEONARD

„Fröhliche Weihnachten."
CLAUDIO ZEMP

„Und ein gutes Letztes im alten Jahrtausend."
LO STESSO, im Dezember 1999